

## EINLEITUNG

### PROBLEM, METHODE, PLOT

#### Problem: Fragen

Bevor im Folgenden vom Monadenbegriff im 17. und 18. Jahrhundert gesprochen werden soll, erscheint es unerlässlich, gleichsam als Ausgangspunkt für die zu formulierende Problemstellung, jenen Universalgelehrten zu nennen, der den Monaden zu ungeahnter Popularität im 18. Jahrhundert und darüber hinaus verholfen hat und dessen Name seitdem und bis heute vorzüglich und eher mit dem Begriff der Monade verbunden worden ist als etwa der des Pythagoras: Gottfried Wilhelm Leibniz. Aufgrund der kanonischen Wirkung, die Leibniz' berühmte sogenannte *Monadologie* von 1714/1720 entfaltet hat, gerät mitunter in Vergessenheit, dass der Begriff der Monade antiken, vorsokratischen Ursprungs ist und in pythagoreischen, neuplatonischen und hermetischen Kontexten eine wichtige Rolle spielte, Kontexte, die gerade in der frühen Neuzeit wieder auflebten und eine große Breitenwirkung entfalteten. Angesichts der nachhaltigen Wirkungsgeschichte der Leibnizschen Monaden mutet es dann geradezu paradox an, dass der Titel *Monadologie* nicht von Leibniz selbst, sondern von Heinrich Köhler stammt, der eine handschriftliche Kopie des Leibnizschen Textes ins Deutsche übertragen hat: *Des Hn. Gottfried Wilh. von Leibnitz, Ehemaligen Kaiserl. Reichs Hoff- und Churfürstl. Braunschweig-Lüneburgischen Geheimbden Justitz Rathes, wie auch der Königl. Preuss. Societät der Wissenschaften Presidenten, Lehrsätze über die Monadologie ingleichen von Gott u. seiner Existenz, seinen Eigenschafften u. von der Seele des Menschen, wie auch dessen letzte Vertheidigung seines Systematis Harmoniae praestabilitae wider die Einwürffe des Herrn Bayle [...]* (Frankfurt/Leipzig [Jena] 1720).

Doch aus welchen Quellen oder von welchen Autoren hat sich Leibniz diesen geistesgeschichtlich so schwergewichtigen Begriff angeeignet? – Die Leibnizforschung hat hier schon früh, seit dem 19. Jahrhundert, Thesen aufgestellt und Belege erbracht. Ob es sich nun um Henry More, Ralph Cudworth, Franciscus Mercurius van Helmont, Anne Conway, Knorr von Rosenroth und die *Kabbala denudata*, um Platon, Aristoteles, Plotin, Iamblich oder um Nikolaus Cusanus, den Renaissance(neu)platonismus, den Renaissancehermetismus, ob es sich um die von Böhme, Bruno, Descartes, Hobbes, Malebranche, Spinoza oder Locke diskutierten theologischen, erkenntnistheoretischen und naturwissenschaftlichen Probleme handelt, die Aufsätze und Monographien zur rezeptionsgeschichtlichen Frage, welche Autoren Leibniz' Entwicklung des Monadenkonzepts beeinflusst ha-

ben oder haben könnten, sind Legion<sup>1</sup>. Eine befriedigende rezeptionsgeschichtliche Erklärung, woher der genauso universal interessierte wie universal belese Leibniz den Monadenbegriff entlehnt haben könnte, hat sich bisher aber nicht einstellen wollen. Hierin nämlich liegt das Problem, dass keine eindeutige Zuweisung möglich ist, mit der sich die *inhaltliche* Ausrichtung des Leibnizschen Monadenkonzepts einer *bestimmten* Tradition oder einem *besonderem* antiken und/oder zeitgenössischem Autor zuordnen ließe. *Anlässe* hingegen, das Wort *Monade* in seiner ganzen semantischen Fülle wahrzunehmen, gab es für Leibniz zur Genüge. Es gilt also, diese *Anlässe* in den Blick zu nehmen und, sofern dies möglich ist, auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen.

Ohnehin stellt sich die Frage, ob eine eindeutige ideengeschichtliche und rezeptionsgeschichtliche Zuweisung tatsächlich nötig ist und unter der Voraussetzung, dass sie den einzigen methodischen Zugang darstellte, auch sinnvoll wäre. Zweifellos ist sie ein letztlich unentbehrlicher instrumenteller Leitfaden, ein deskriptives Arbeitsinstrument, das jedoch der Einbindung in eine breitere Methodik bedarf. Denn eine reine Kategorisierung (,das ist aristotelisch‘, ,das ist neuplatonisch‘, ,das ist christlich-kabbalistisch‘ usw.) würde eher den Blick für den Konstruktionscharakter der historischen Aufarbeitung von Vergangenen, für die Transformation und den Transfer von bereits nach dem jeweils diskursiven Modus ,objektiv‘ beschriebenen und historiographisch zur Darstellung gebrachten Traditionen in die zeitgenössischen politischen, wissenschaftlichen, theologischen und sozialen Kontexte verstellen, die in universitären und öffentlichen Debatten, in medialen Praktiken, in der Ausbildung, in der Gelehrsamkeit und im Bildungskanon ihren Niederschlag gefunden haben. Es muss also etwas zum rezeptions- und ideengeschichtlichen Impetus hinzukommen, etwas, das ich hier mit dem Terminus ,Diskurs‘ umschreiben möchte.

Gerade in ihrer Gesamtheit werfen die zahlreichen Studien zum rezeptions- und ideengeschichtlichen Kontext des Leibnizschen Monadenkonzepts eine überraschende Frage auf, die zugleich einen wichtigen Befund sichtbar macht: Zeigt nicht gerade diese erstaunliche Vielfalt an bisher erforschten Einflussmöglichkeiten, die frühneuzeitliche Monadenkonzeptionen auf die Ausformulierung der Leibnizschen Monadentheorie potenziell ausüben konnten, wie virulent der Monadenbegriff in der frühneuzeitlichen *res publica litteraria* gewesen, ja wie selbstverständlich er in der frühen Neuzeit gehandhabt und in Beschlag genommen worden ist?

Vor dem Hintergrund dieses Befunds habe ich mich entschieden, die offensichtliche Präsenz und Virulenz des Monadenbegriffs im 17. und 18. Jahrhundert selbst zum Untersuchungsgegenstand des vorliegenden Buches zu machen und den Blick von der klassischen Rezeptionsgeschichte auf die *Selbstverständlichkeit*

1 Um nur eine Auswahl zu nennen: Domandl (1977), S. 428–443, Merchant (1979), S. 255–269, Butts (1980), S. 47–62, Hart (1990), S. 42–52, Orio de Miguel (1990), S. 147–156, Coudert (1995), S. 77 pp., Edel (1995), S. 20 pp., Edel (1996), S. 443–466, Coudert (1996), S. 467–484, Moll (1996). Vgl. dazu auch folgende Sammelbände: Bonk (Hg.) (2003), D’Ippolito, Montano u. Piro (Hgg.) (2005), Neumann (Hg.) (2009).

zu wenden, mit der der Monadenbegriff in der frühen Neuzeit im Kontext seiner historischen und philosophischen Verortungen zwischen Antike und Moderne vermittelt und verhandelt worden ist.

Wer sich eingehender mit den ‚Monaden‘ im genannten Zeitraum beschäftigt, wird weniger überrascht feststellen, dass die frühneuzeitlichen Gelehrten den Monadenbegriff so gut wie immer mit dem antiken Pythagoreismus assoziiert haben. So ergibt sich aus der historisch-systematischen Perspektivierung der vormodernen ‚Monaden‘ gleichsam wie von selbst die Aufgabe, den Bildungskanon der frühneuzeitlichen Gelehrtenrepublik zum ‚Pythagoreischen‘ zu rekonstruieren.

Ich möchte mich also auf die *Monaden im Diskurs*, auf das aus der Antike und Spätantike stammende, in den diversen Vermittlungsformen und Diskussionsforen der Leibnizzeit diskutierte und stets von neuem aktualisierte Theorieangebot konzentrieren, das im Monadenbegriff wie in einem Brennglas kulminierte. Es wird deswegen auch nicht darum gehen, eine philosophiegeschichtliche Aufklärungsgeschichte zum *Leibnizschen* Monadenbegriff zu schreiben. Vielmehr ziele ich darauf ab, ohne die Bedeutung von Leibniz' Monadentheorie schmälern zu wollen, die ‚Monaden‘ selbst in ihren diskursiven Verschränkungen und Funktionen in den Blick zu nehmen. Dazu zählt auch die Frage, wie ‚Pythagoras‘ und ‚Monade‘ in jenem frühneuzeitlichem Koordinatensystem eingeschrieben waren, dessen eine Achse die ‚Antike‘, dessen andere Achse die ‚Moderne‘ vorstellte. Zu welchem Zweck und aus welchem Grund hat man ‚moderne‘ Persönlichkeiten wie Newton und Leibniz samt der von ihnen erbrachten innovativen Leistungen mit antiken Traditionen assoziiert? Worin lag die Attraktivität antiker Philosophien und tradierter Begriffe wie des Begriffs der Monade und des Atoms, dass man so intensiv darauf Bezug nahm, ob man dabei nun eine ablehnende oder eine affirmative Haltung gegenüber den Traditionen einnahm oder nicht? Welchen im weitesten Sinne politischen Stellenwert hatten Fragen der *scientia* im 17. und 18. Jahrhundert? Lassen sich wissenschaftspolitische Taktiken oder diskursive Praktiken in der Koordinierung und Validierung des Verhältnisses von ‚Antike‘ und ‚Moderne‘ ausmachen?

All das sind Fragen, die in den folgenden Ausführungen eine Rolle spielen. Mein Ansatz sieht vor, die verhandelten Inhalte und Lehren ernst zu nehmen, sie so gut wie möglich zu referieren und zu analysieren. Denn es wäre vermessen, Inhalte und Lehren alleine auf machtpolitische Taktiken und Praktiken reduzieren zu wollen: Ohne die Kenntnis der *inhaltlichen* Argumente und Theoreme bleibt deren möglicher strategischer Einsatz und deren diskursive und modifizierende Verhandlung unverständlich. Genauso vermessen wäre es jedoch, Texte, Dispute, Diskussionen so zu konzipieren, als wären sie frei von im weitesten Sinne politischen Strategien und diskursiver Praxis (der Selbstpositionierung, der ‚diffamierenden‘ Rhetorik usw.), als käme es allein auf die verhandelten Inhalte oder auf isolierbare, letztlich ahistorische *unit ideas* an<sup>2</sup>. Beide Alternativen würden für

2 Zum ahistorischen Konzept der *unit ideas*, die in das komplexe Aggregat eingehen, das, so Lovejoy, den „total body of doctrine of any philosopher or school“ ausmache, vgl. Lovejoy (1936), S. 3: „One of the results of the quest of the unit-ideas in such a compound is, I think,

sich betrachtet nur eine reduktive und verengte Perspektive ergeben. Erst aus einem methodischen Breitwinkel heraus, der beide Alternativen zusammenführt, lässt sich ein vollständigeres Panorama entwickeln. Auf diese Weise wird u. a. auch die Varietät an ‚Pythagoras‘-Validierungen in der frühen Neuzeit nachvollziehbar: Die Wertung des ‚Pythagoras‘ als eines unheilvollen Magiers war nicht einfach nur die versuchte Konstatierung oder Konstruktion eines historischen Faktums. Sie war auch der Versuch, diejenigen zeitgenössischen Gelehrten suspekt erscheinen zu lassen, die sich positiv auf ‚Pythagoras‘ bezogen, und sie zu nötigen, ihre Position zu rechtfertigen.

Der Begriff der Monade kursierte als (neu)platonisch-pythagoreisches Theorem in den philosophischen, theologischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Diskussionen und Historiographien der frühen Neuzeit und besaß oder entwickelte, wie ich herauszuarbeiten versuchen werde, eine besondere Attraktivi-

bound to be a livelier sense of the fact that most philosophic systems are original or distinctive rather in their patterns than in their components.“ Zur Geschichte der Ideengeschichte siehe den instruktiven von Barbara Stollberg-Rilinger herausgegebenen Reader, Stollberg-Rilinger (Hg.) (2010), sowie die dortige Einleitung: Stollberg-Rilinger (2010), S. 7–42. – Auch wenn die „components“ oder „unit-ideas“ über einen längeren Zeitraum stabil bleiben mögen, ändert dies nichts daran, dass sich ihre mitunter ambivalente Semantik angesichts der singulären Ereignishaftigkeit der historischen Kontexte, in denen sie verhandelt werden, minimalistisch oder auch deutlich wahrnehmbar verschiebt. Sie stellen quasi Topoi mit historischem Vektor vor: wandelnde ‚Örter‘, die, obgleich sie ihren Namen behalten, nicht nur ihre Position zueinander, sondern auch ihre Binnenstruktur verändern; sie sind daher auch keine unvergänglichen Elementargedanken, -ideen oder –konzepte, sondern in sich flexible und modifizierbare Faktoren, die die Episteme einer bestimmten Zeit oder Epoche oder sogar einer ganzen Kultur auf dynamische Weise mit bestimmen und regulieren. Ihre begriffliche Stabilität suggeriert, dass sie ‚Typen‘ sind, die ganze Typologien ausbilden; sie verstellt, aufgrund des Geichklangs der Wörter, den Blick auf die Brüche und Modifikationen, denen sie unterworfen sind. Methodisch aber und hinsichtlich des Problems, Philosophiegeschichte zu *schreiben*, d. h. auch immer sie zu *erzählen*, stellen sie ohne Frage nützliche, aber zugleich verführerische narrative Anker und Techniken vor. Ihrem verführerischen Sog, der darin besteht, narrative Kontinuität mit der Kontinuität des Erzählten zu identifizieren, ist in der Tat nur schwer zu entkommen. Vielleicht kann man noch von einer (aus der Perspektive des Erzählers selektiven) Serialität der erzählten Ereignisse (und auch die sogenannten Ideen sind Ereignisse) ausgehen, die sich der kausalen und explanatorischen Logik narrativer Kontinuität in der wissenschaftlichen historiographischen Realisierung annähert. Sie kann aber schlechterdings nicht mit ihr gleichgesetzt werden. Foucault mahnt diesbezüglich völlig zurecht das methodische Bewusstsein von der Ereignishaftigkeit der Aussage (*énoncé*) an, vgl. dazu Foucault (1969), S. 43: „En fait, l’effacement systématique des unités toutes données permet d’abord de *restituer à l’énoncé sa singularité d’événement, et de montrer que la discontinuité n’est pas seulement un de ces grands accidents qui forment faille dans la géologie de l’histoire, mais là déjà dans le fait simple de l’énoncé [...]*.“ (Hervorheb. d. Verf.) Ich verstehe daher auch unter ‚Pythagoras‘, ‚Leibniz‘ oder ‚Wolff‘ historische Etiketten und nicht die Person des Autors selbst. Ich interpretiere Dissertationen oder Historiographien der frühen Neuzeit daher auch nicht als reine Faktensammlungen, sondern als Verhandlung, Diskussion und Wertung eines etablierten oder sich gerade etablierenden Wissens, Bildungskanons oder Informationspools mit einem nicht zu unterschätzenden wissenschafts-, informations- und interessenpolitischen Impetus.

tät, die vor allem auf seiner universalwissenschaftlichen und wissenschaftstheoretischen Leistungsfähigkeit beruhte.

Die geniale Pointe der *Leibnizschen* Monadentheorie liegt meines Erachtens darin, dass Leibniz die zahltheoretischen und logischen Konnotationen des Monadenbegriffs, die in der frühen Neuzeit kursierten – allen voran die aus dem Pythagoreismus und Platonismus tradierte spekulative Ausdeutung der Euklidischen Definition der Zahl als *systema monadum* oder *systema unitatum* –, auf relativ, da von der göttlichen Monas abhängende, autonome Wesensidentitäten und -unitäten transferierte, die er dann auch folgerichtig Monaden, *unitates* oder *substantes simples* nannte<sup>3</sup>. Die Monaden, jede für sich einmalig und singular, wurden auf diese Weise zu differenten, realen Manifestationen einer universalen, Sein stiftenden göttlichen Logik und Mathematik erklärt, zu Sammelpunkten oder individuellen Brennpunkten einer göttlich konstituierten und ins Sein rufenden *scientia universalis*, ja zu existenten Attributen des unendlichen göttlichen Seins selbst. Die Schöpfung erschien als perspektivisch infinite monadische Real-Enzyklopädie der göttlichen Weisheit.

Auch wenn ich hier die Leibnizsche Monadenkonzeption besonders hervorhebe, möchte ich vorbeugend klarstellen, dass die vorliegende Arbeit keine exklusive Studie zur Leibnizschen Monadentheorie ist. Gleichwohl ist die *Monadologie* eine markante und unhintergehbare Schnittstelle, an der die *Monaden im Diskurs* schlechterdings nicht vorbeigehen können.

#### Methode: Diskurs

„Monaden im Diskurs“ ist sicher ein Titel, der der Rechtfertigung bedarf. Nicht nur, weil der Terminus „Diskurs“ diverse Bedeutungsebenen besitzt, sondern vor allem deswegen, weil der Begriff des Diskurses ein häufig und mitunter wenig präzise gebrauchter Terminus ist<sup>4</sup>. Sicher denkt man dabei vorrangig an Foucaults Diskurstheorie und die Praxis der Diskursgeschichte und Diskursanalyse, weniger, im vorliegenden Fall zurecht, an die Diskursethik und die sogenannten Spezialdiskurse bei Jürgen Habermas. Nun liegt die Attraktivität des Diskursbegriffes und gewiss auch der Vorbehalt, den man ihm gegenüber haben kann, darin, dass

- 3 M. E. hat Michel Serres bisher am eindringlichsten auf die unterschiedlichen Diskurse, vor allem die mathematischen, hingewiesen, die für die Konstitution des Leibnizschen Monadenkonzepts entscheidend gewesen sind, vgl. Serres (1968), insbes. Bd. 1, Kap. III: „Les multiplicités monadiques“, S. 288–394. Vgl. aber auch die ausgezeichnete Studie von de Risi (2007) oder die Studie von Osterheld-Koepke (1984). Ich verdanke vor allem Michel Serres wichtige Anregungen, die in meinen hier vertretenen Ansatz eingeflossen sind. Vor diesem Hintergrund ließe sich vor allem der zweite Teil dieser Arbeit als historisch-systematische Interpretation der ersten beiden Paragraphen der *Monadologie* lesen.
- 4 Vgl. allgemein zu Diskurstheorien den Überblick bei Macdonell (1987), Mills (2007, <sup>1</sup>1997), das Lemma *Diskurs und Diskurstheorien*, in: Ansgar Nünning (Hg.) (<sup>3</sup>2004), S. 117–120, Landwehr (2008), S. 60–90; speziell zum Diskursbegriff bei Foucault vgl. u. a. Parr (2008), S. 233–237.

er, so wenig exakt er letztlich sein mag, jederzeit Assoziationen im Leser evoziert, die dem Titel ‚Monaden im Diskurs‘ mehrere interpretative Optionen verleihen. Man könnte sagen, dass der Diskursbegriff eine faszinierende Unschärferelation mit sich bringt: Sobald man ihn zu determinieren versucht, entzieht er sich dem definitorischen Zugriff bereits wieder, und doch weiß man oder glaubt man zu wissen, was mit ‚Diskurs‘ gemeint ist. Dies mag man akzeptabel oder inakzeptabel finden, ändert aber nichts daran, dass die Fragestellungen, die sich an den Begriff des Diskurses anlagern, ausgesprochen produktiv sein können.

Um einer zu großen Unschärfe vorzubeugen, werde ich aber kurz erläutern, was ich unter ‚Diskurs‘ verstehe, und versuchen, die Probleme und Fragestellungen, die ich oben angerissen habe, in einen methodologischen Rahmen zu transferieren.

Doch zunächst noch einmal zurück zu den ‚Monaden‘, das Thema dieses Buches. Diese wecken, schon lange, Assoziationen. Sie erinnern genauso an die Leibnizsche Metaphysik, an die antike und spätantike Zahltheorie, an weitausgreifende metaphysische und theologische Spekulationen wie an ihren Bezug und Sinn, den sie mit in die Moderne transportiert haben, nämlich singuläre, individuelle, autarke, agile und agierende Entitäten zu sein, deren Verknüpfung in Raum und Zeit so komplex konzipiert ist, dass sich das einst substanzial geborgene Subjekt darin aufzulösen und zu verschwinden drohte. Letzteres ist etwa das Signum der modernen Monadologie eines Gabriel Tarde<sup>5</sup>. Aber auch die modernen esoterischen, durchaus politischen Konnotationen des Monas-Symbols dürfen an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben. Es kann davon ausgegangen werden, dass etwa der Vortrag Kaiser Wilhelms des II. mit dem Titel *Die chinesische Monade. Ihre Geschichte und ihre Deutung* nur die Spitze eines Eisberges bildet, deren kontextuellen Untergrund es noch zu untersuchen gilt<sup>6</sup>.

Bezeichnen die Monaden im einen Fall, als *plurale tantum*, eine Theorie oder ein bestimmtes Konzept, das man z. B. wie Nietzsche in *Jenseits von Gut und Böse* mit dem Ausdruck ‚Seelenatomistik‘ umschreiben kann<sup>7</sup>, so verweisen sie im anderen Fall auf die monadischen Agenten selbst. Es ist diese Ambivalenz, die dem Titel dieses Buches seine eigenwillige Note verleiht. Wer sind diese ‚Agenten‘, die sich im ‚Diskurs‘ befinden? Welche Konzepte und Theorien sind es, die im ‚Diskurs‘ über den Begriff der Monade verfügen? In welchen Medien und auf welche Weise, in welchem Rahmen, kommt der Terminus ‚Monade‘ zur Sprache? Wie also agieren die ‚Monaden‘ in der frühen Neuzeit und im Übergang zur Moderne, in jenem Zeitraum also, mit dem sich das vorliegende Buch beschäftigt, dem Zeitraum zwischen 1600 und 1770? Können Termini selbst Agenten sein und wenn ja, auf welche Weise können sie es?

All diese Fragen sind zugleich Hinweise zur Bestimmung des Begriffs ‚Diskurs‘, der mir als Leitfaden für die vorliegende Studie gedient hat. Es geht um die philosophiehistorische Annäherung an das in der frühen Neuzeit *Selbstverständli-*

5 Zu Tarde vgl. Neumann (2010), S. 287–303, Neumann (2012b), S. 200–208.

6 Wilhelm II (1934).

7 Nietzsche (1988), S. 27 (Erstes Hauptstück, 12).

che des Terminus ‚Monade‘, es geht um die Rekonstruktion des frühneuzeitlichen Konstrukts der wie selbstverständlich anerkannten Konnotationen und Verflechtungen der ‚Monaden‘, um den um die ‚Monade(n)‘ kreisenden Bildungskanon oder *Informationspool*, der in den Medien der frühen Neuzeit immer wieder neu, aber dennoch stets für die Zeitgenossen identifizier- und assoziierbar verhandelt worden ist.

‚Diskurs‘ meint aber nicht nur den *informativen Erwartungshorizont*, er meint auch die *Funktionalität* und die *semantische Agilität* von an die ‚Monaden‘ angehängten *Etiketten* oder *Label* wie ‚Pythagoras‘, ‚Platon‘, ‚pythagoreisch‘, (neu-)platonisch‘, ‚Moderne‘, ‚Antike‘, ‚Leibniz‘, ‚Newton‘. Er verweist auf die Akkumulationskraft von aus der Unschärfe des historischen Hintergrunds in den Fokus des je aktuellen Bezugs geholten Begriffen wie ‚Atom‘, ‚Zahl‘, ‚Monade‘, auf ihre fast schon auratische, ihre Geschichte in Aktivität transferierende Fähigkeit, modifiziert, adaptiert, neu taxiert und evaluiert, aber auch verworfen, als Formen der Wertung, der Zuschreibung und des Urteils funktionalisiert zu werden<sup>8</sup>. Gerade Letzteres macht es nötig, die diskursiven Verflechtungen in systematischen philosophischen Analysen sichtbar zu machen. Es geht um die Strahlkraft der Begriffe selbst, die nur schwer von ihrer im Bildungskanon oder Informationspool (zwischen)gelagerten Semantik losgelöst werden kann.

‚Diskurs‘ in diesem Sinne meint also den zeitgenössischen Erwartungshorizont, der an ein bestimmtes Element oder an einen bestimmten Namen oder an eine bestimmte ‚Auszeichnung‘ aus dem allgemeinen Wissensfundus geknüpft worden ist und sich u. a. in konstruktiven oder de(kon)struktiven Koordinierungs- oder Entkoppelungsstrategien resp. in Adaptationsversuchen hinsichtlich des Verhältnisses von Antike und Moderne äußern. Der frühneuzeitliche Bildungskanon zum ‚Pythagoreismus‘ hat sich wie ein Netz über den Terminus ‚Monade‘ gelegt, der seinerseits dieses spezifische Bildungswissen in besonderer Weise fokussiert und kanalisiert hat. Genau dies gilt es im Folgenden herauszuarbeiten.

‚Diskurs‘ heißt dann aber auch, nach der Stabilität eines solchen bildungskanonischen Informationspools zu fragen: Es wird sich zeigen, dass, unabhängig von durchaus konträren Wertungen der Informationen selbst, diese über einen längeren Zeitraum relativ stabil geblieben sind. Im Falle des Pythagoreismus und der Monaden ist, bei aller historischer Kritik, der frühneuzeitliche Drang nach historisierender Harmonisierung und Systematisierung nicht zu übersehen. Systematisierendes Einheitsdenken, wie es nun gerade im Begriff der Monade transportiert wurde, gehörte in der frühen Neuzeit zum epistemischen Erwartungshorizont; es gehörte zur Grundlage des Agierens, Redens und Schreibens. Lücken, etwa in der historischen Überlieferung der pythagoreischen Lehren oder im Argumentationszusammenhang dieser Lehren selbst, wurden zwar bei Namen genannt, aber sie wurden durch eine nachhaltig systematisierende Form rationaler Rekonstruktion geschlossen. So fragmentarisch sich die Quellenlage zum Pythagoreismus auch präsentierte, so systematisch zeigt sich der frühneuzeitliche historiographische Umgang mit ihr. Schon daran ist der Konstruktionscharakter ablesbar, der sich in

8 Gerade deswegen stellen sie keine unveränderlichen und statischen *unit ideas* vor.

den Begriffen ‚Tradition‘ und ‚Vergangenheit‘, ‚Moderne‘ und ‚Gegenwart‘ ver-lautbart: Die Ereignisse und Lehren der Vergangenheit wurden erst dann zu nach-haltig wirkmächtigen Ereignissen und Lehren, wenn sie zu *facta* gemacht, als sol-che aktualisiert und aus einem entstehenden oder bestehenden Bildungskanon heraus in Debatten, Dedikationen, Disputationen, gelehrten Praktiken reaktu-alisiert und so zu kommunikativen resp. medialen Funktionen und Regulatoren der Selbstverständigung gemacht worden sind. In Bezug auf die fortschreitende geschichtliche Entwicklung der ‚Moderne‘ impliziert dies auch die frühneuzeitli-che Annahme einer Einheit der Geschichte selbst: Dieser Einheit der Geschichte liegt eine sondierende und Einheit ‚machende‘ Aktivität zugrunde, die, von Fall zu Fall, verschiedene Inhalte und konkurrierende Positionen umfasste und diese in eine bestimmte ‚Ziel-Linie‘ brachte.

‚Diskurs‘ bedeutet nicht zuletzt, die Vermittlungsformen, die an der Architek-tur eines Bildungskanons mitwirkten, herauszuarbeiten. Möglicherweise spiegelt die von Leibniz und Wolff vertretene Theorie der intermonadischen Relationalität sogar den informationserzeugenden und –verarbeitenden kommunikativen, nach bestimmten Regeln funktionierenden Verbund und Prozess der sogenannten Ge-lehrtenrepublik im 17. und 18. Jahrhundert. Das Subjekt wäre dann als Knoten-punkt determiniert; es würde als transitives Wissensrelais begriffen, als Schaltstel-le, die eingehendes Wissen modifiziert, evaluiert, diskutiert, ohne ihrer Einbin-dung in ein Geflecht von Beziehungen und Semantiken, das sie selbst ‚positio-niert‘, entgehen zu können. Aber das ist reine Konjektur, eine These, die davon ausgeht, dass die alltäglichen Kommunikationsstrukturen der frühen Neuzeit in Theorie, konkret: in Monadentheorie umgemünzt worden sind.

Schließlich soll ‚Diskurs‘ auf die politischen und, in Bezug auf die Gelehrten-republik, ‚exilierenden‘ und integrierenden Verfahren im Umgang mit Wissen aufmerksam machen: Christian Wolffs Verhältnis zu Leibniz darf so z. B. nicht nur durch Wolffs Rezeption und Modifikation von Theoremen aus dem Leibniz-schen Oeuvre bestimmt werden, sondern es muss auch darauf geachtet werden, dass und wie sich Wolff wissenschaftspolitisch positionierte, wenn er sich des Namens oder des Etiketts ‚Leibniz‘ bediente.

Auch der Fall des heute wie damals weitgehend unbekanntes Monadologen Andreas Clavius kann in seinem nahezu tragischen Scheitern im Bemühen, in der Gelehrtenrepublik Fuß zu fassen und Anerkennung zu finden, die Rahmenbedin-gungen transparent machen, die erfüllt werden mussten, um nachhaltig Gehör in der Welt frühneuzeitlicher Gelehrter zu finden<sup>9</sup>.

9 An dieser Stelle gilt mein Dank Martin Mulsow, der mich auf eine bislang vernachlässigte Tradition innerhalb des Leibniz-Wolffianismus aufmerksam gemacht hat, zu der auch Andre-as Clavius gehört.

## Plot: Narrativ

Abschließend möchte ich eine Übersicht über den Plot dieser Arbeit geben, um dem Leser die Orientierung zu erleichtern.

Der *erste Teil* der Studie ist mit der Intention verfasst, einen Querschnitt des Bildungskanons und Informationspools zu Pythagoras, zur pythagoreischen Wissenschaft und zum Monadenbegriff herauszuarbeiten. Dabei spielen zunächst die im ersten Kapitel thematisierten Vermittlungsformen (Kompilationen, polyhistorische Darstellungen, Dissertationen, Rezensionen, philosophie- und wissenschaftsgeschichtliche Historiographien, Editionen) eine wichtige Rolle. Die genannten Vermittlungsformen stellen zugleich Foren dar, die Wissen aktualisierten, modifizierten und auf seine ‚moderne‘ Adaptierbarkeit hinterfragten. Fakten wurden hier nicht nur ‚objektiv‘ vermittelt, sondern ‚gemacht‘. ‚Pythagoras‘ war nicht nur der Name einer historischen Person, er wurde auch zu einem ‚modernem‘ Ereignis, zu einem Label oder Etikett formiert, das u. a. zur disziplinenübergreifenden kritischen Kategorisierung zeitgenössischer Sentenzen oder Ereignisse genutzt werden konnte. Der so konstruierte ‚Pythagoreismus‘ war mit der ‚Moderne‘ assoziierbar. Es war somit auch möglich, diverse Affiliationen herzustellen: bei Cudworth etwa die Affiliation des Pythagoreismus mit dem Cartesianismus und dem Hermetismus, bei Maclaurin diejenige des Pythagoreismus mit dem Newtonianismus, bei Hartmann/Eichler diejenige des ‚Pythagoras‘ mit dem Rationalismus Leibniz-Wolffscher Prägung.

Das frühneuzeitliche Wissen zum ‚Pythagoreischen‘ rekonstruiere ich im zweiten und dritten Kapitel des ersten Teils. Für mich überraschend war die nachhaltige Stabilität und Systematik des Bildungsfundus zum ‚Pythagoreismus‘ in den Historiographien des 17. und 18. Jahrhunderts. Ich hoffe, mit der Rekonstruktion dieses auf ‚Pythagoras‘ bezogenen Wissens gezeigt zu haben, dass man es, nebst anderen Traditionen, als allgemein verfügbares Dispositiv zur Beschreibung zeitgenössischer Wissenschaften, für die historisierende Verortung der ‚Moderne‘ und für die Theoriebildung in der frühen Neuzeit verstehen muss. Kurz: Es ist nicht nur ein einzelner Autor (wie z. B. Cudworth), der auf die Entwicklung der Leibnizschen Monadentheorie Einfluss hatte, es ist vor allem dieser allgemein verfügbare Wissensfundus, dessen sich Gelehrte wie Leibniz in deskriptiver, historisierender und theoriebildender Absicht bedienen konnten.

Im vierten Kapitel des ersten Teils führe ich den allgemeinen Wissensfundus zum ‚Pythagoreismus‘, den ich im zweiten und dritten Kapitel dargestellt habe, systematisch im Begriff der Monade zusammen.

Um Missverständnissen vorzubeugen, möchte ich an dieser Stelle sicherheits halber darauf hinweisen, dass ich, wenn ich die einzelnen Lehrelemente beschreibe, so wie ich sie in den konsultierten frühneuzeitlichen Historiographien dargestellt gefunden habe, das Wissen zum Pythagoreismus aus frühneuzeitlicher Perspektive rekapituliere und nicht etwa aus heutiger Perspektive unter Berücksichtigung neuerer Forschungsergebnisse zur antiken Philosophie: Das Bild, das wir heute vom Pythagoreismus haben, konnte nicht Ausgangspunkt meiner Rekonstruktion des frühneuzeitlichen Verständnisses des Pythagoreismus sein.

Der *zweite Teil* der Arbeit widmet sich den monadologischen Philosophien der Aufklärung. Ich verwende den Plural, um anzuzeigen, dass es sich, bei Leibniz, Wolff und Clavius, um voneinander abweichende Monadenkonzeptionen handelt. Neben den systematisch zu beschreibenden monadologischen Konzepten zielen ich im zweiten Teil aber auch darauf ab, die zeitgenössische Re-Historisierung weitgehend enthistorisierter rationalistischer Argumentationen, die sich bei Leibniz und Wolff finden, aufzuzeigen und zu analysieren. Die ‚Forschung‘ zu Leibniz und Wolff hat nämlich bereits im 18. Jahrhundert eingesetzt: Die Fragen, die wir uns heute stellen, wie die *Monadologie* zu verstehen sei, welche historisch nachweisbaren Motive in sie eingegangen sind, haben sich, in anderer Weise, auch die aufgeklärten Gelehrten des 18. Jahrhunderts gestellt. Sie arbeiteten jedoch, anders als wir, mit dem ihnen, nicht aber uns, selbstverständlichen Wissensfundus zum *pythagoreischen* Monadenbegriff, den ich im ersten Teil zu rekonstruieren versucht habe. Für die hier behandelten Gelehrten des 18. Jahrhunderts stellen Motive wie das *systema monadum* oder andere Theorieelemente aus der pythagoreisch-platonischen Mathematik und Physik legitime interpretative Herangehensweisen an die Philosophien von Leibniz und Wolff dar, um diese zu explizieren und kritisch zu evaluieren.

Im ersten Kapitel *Leibniz, Pythagoras und die Monaden* versuche ich, die diversen Funktionen, die das Label ‚Pythagoras‘ für Leibniz gehabt hat, herauszuarbeiten und mit Blick auf den Monadenbegriff zu erläutern. Als Beispiel für die Auseinandersetzung von Leibniz mit seinen Zeitgenossen habe ich, auf der Basis des Cudworth-Abschnittes im ersten Teil der Arbeit, Leibniz’ Auseinandersetzung mit Cudworth sowie seine brieflich geführte Diskussion mit Cudworth’ Tochter Lady Damaris Masham herangezogen. In den Abschnitten vier und fünf des ersten Kapitels gehe ich auf den Entstehungskontext der *Monadologie* ein und diskutiere den Monadenbegriff anhand *detaillierter* Textanalysen. Wichtig war es mir, den Duktus des *Monadologie*-Textes einzufangen und die für das Verständnis der *Monadologie* neuralgischen Stellen festzuhalten.

Das zweite Kapitel *Christian Wolff und die Monaden* behandelt in den ersten drei Abschnitten die Frage nach der konkreten Rezeption der *Monadologie* bei Wolff sowie diejenige nach dem Verhältnis zwischen Wolff und Leibniz, so wie es Wolff selbst gedeutet und wissenschaftspolitisch instrumentalisiert hat. Letzteres ist Thema des ersten Abschnitts, in dem es um die im Wolff-Kreis initiierte Übersetzung und Edition der *Monadologie* geht. Im zweiten und dritten Abschnitt des zweiten Kapitels bezweifle ich, dass Wolff, wie er selbst behauptet, die *Monadologie* bei der Niederschrift seiner *Deutschen Metaphysik* nicht gekannt und berücksichtigt haben will. Dafür analysiere ich einerseits den Entstehungskontext der *Deutschen Metaphysik*, andererseits versuche ich in einem systematischen Vergleich der *Deutschen Metaphysik* mit den damals verfügbaren Übersetzungen der *Monadologie* den Nachweis zu erbringen, dass Wolffs *Deutsche Metaphysik* in weiten Teilen als Explikation der *Monadologie* konzipiert war. Dies gab mir gleichzeitig Gelegenheit, Wolffs Philosophie des Bewusstseins eingehend zu erörtern. Das zweite Kapitel konzentriert sich mit den drei letzten Abschnitten auf eine systematische Analyse der Wolffschen Philosophie vor dem Hintergrund

historisierender Einordnungen und Zuschreibungen, wie sie in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Bezug auf Leibniz und Wolff vorgenommen worden sind.

Die konkreten philosophiehistorischen Einordnungen oder Rehistorisierungen der *Monadologie* thematisiere ich schließlich im dritten Kapitel und zeige anhand dreier Beispiele (Hansch, Brucker, Dutens), dass die Leibniz-Wolffsche Philosophie in unterschiedlicher Intention und im Rückgriff auf den im ersten Teil der Arbeit darlegten Bildungskanon zum Pythagoreismus re-, pythagoreisiert‘ worden ist.

Im letzten vierten Kapitel zeige ich am Beispiel des Andreas Clavius, dass sich (re)historisierende Verfahren mit eigenwilligen Theoriebildungen verbinden konnten. Clavius hat, anlässlich der Preisfrage der Königlich-Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin zur *Monadologie*, für eine kurze Zeit öffentlich Aufmerksamkeit erregt. Er steht daher exemplarisch für die Diskussionen und Spekulationen, die sich im Umfeld der Berliner Preisfrage ereignet haben. Gerade die ‚periphere‘ Stellung des Andreas Clavius in der Gelehrtenrepublik macht es dann umso einsichtiger, mit welcher Selbstverständlichkeit man das ‚pythagoreische‘ Paradigma im 18. Jahrhundert bedient hat.

Dieses ‚pythagoreische‘ Paradigma ist in der neueren Forschung – prominent sind hier vor allem die Studien von Martin Mulsow, denen die vorliegende Arbeit zahlreiche Anregungen verdankt – Gegenstand der sogenannten Esoterikforschung gewesen. Geht man vom heuristischen Forschungsbegriff der Esoterik aus und wendet diesen auf die Aufklärung an, so kommt man zu dem mehr oder weniger überraschenden Ergebnis, dass ‚esoterische‘ Strömungen, wie etwa der Pythagoreismus, in der Aufklärung keineswegs so subkutan und indiskutabel gewesen sind, wie man oft zu glauben scheint. Solchen Esoteriken wurde keineswegs automatisch Rationalität aberkannt. Es war vielmehr das rationalistische Streben nach ‚Wahrheit‘, das dazu führte, dass man sich, weil ahistorisch ausgerichtet wie z. B. Christian Wolff, über die *historische* Herkunft bestimmter Theoreme ausschwig. Die bereits oben angesprochene Rehistorisierung, die auch bei Clavius zu beobachten ist, zeigt jedoch, dass man sich aufgrund der Selbstverständlichkeit, Präsenz und Virulenz eines etablierten Wissenskanons über die historischen Bezüge einzelner Theoreme und Motive im Klaren war. Um diese ‚Klarheit‘, so könnte man abschließend sagen, geht es der vorliegenden Arbeit. Man kann sie aber auch als historisch-systematische Interpretation der ersten beiden Paragraphen der *Monadologie* oder des metaphysisch-mathematischen Motivs des *systema* resp. *aggregatum monadum* lesen.